

JAN C. BEHMANN

Denn kein Text ist je genug

Artikel, Essays und Interviews
aus den Jahren 2017-2024

edition:behmnn

Für
Christopher Bulle

Alle Texte sind in der Wochenzeitung *Der Freitag*,
auf *freitag.de* oder im Blog des *Freitags* erschienen.

Hinweis:

Die Texte entsprechen dem jeweiligen Stand zum Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung. Änderungen, Fehler, Irrtümer können nicht ausgeschlossen werden.

Inhalt

»Das war mäßig lustig«	23
Christine Becker	
Wenn Chefärzte fliegen lernen	33
Noch kein Urteil	43
Thomas Fischer	
Wir Voyeure	51
Daniel Kampa	
»Zum Self-Publishen gehört eine Menge Self«	59
Michael Meisheit	
Der Bayer-Olymp	65
Thommie Bayer	
Die Meisterin seiner Sprache	77
Ursula Gräfe	
»Ich habe keine Schublade«.	85
Peter Handke	
»Das Kaffeehaus ist ein Sehnsuchtsort!«.	111
Sepp Dreissinger	
»Unterschichtenjustiz« lebt	119
Thomas Fischer	
Das Zimmer zur Seele	127
Sebastian Zimmermann	
Weltblick	137
Rita Knobel-Ulrich	
Wenn ich mal gehen muss	149
»Sterben ist höchstpersönlich«.	153
Thomas Fischer	
Zum Fenster raus, zur Türe rein	173
Nicht ohne meinen Anzug!	177
Gerhard Elfers	
Wir müssen reden	191

Allein zu Haus . . . . .	.199
Weihnachten: Einsamkeit unterm Christbaum.	209
Die Zurückgeworfenheit auf das verlassene Selbst . . . . .	.215
»Es ist trist«. . . . .	.219
Christiane Tramitz	
»Langfristig macht uns gar nichts glücklich«. . . . .	.225
Rebecca Böhme	
Der innere Strand . . . . .	.237
Zeitgeistbeste . . . . .	.243
Der Lack ist dünn	247
Thomas Fischer	
Sozial isoliert . . . . .	.255
Lawrence Schwartzwald	
Selbstflucht . . . . .	.259
Freundschaft wie der Wind	267
Nur 'ne Nacht. . . . .	.275
Stephan Orth	
»Ich bin ein trauriger Mensch«. . . . .	.283
Irrtum möglich?	289
Rolf Dobelli	
»Ich gehe ungern gegen den Wind«. . . . .	.301
Oskar Aichinger	
Mäandernde Realiterintrospektion	307
»Es geht nicht um verkaufte Auflage«. . . . .	.311
Tobias Premper	
»Fuck the Midtones!«. . . . .	.319
»Es geht mir um keine Lebenserzählung«. . . . .	.325
Christian Haller	
Klangraum der Angst . . . . .	.331

»Kafka ist meine erste große Literaturliebe« . . . . .	.337
Britta A. Kagels	
Lebenszeitliche Kostbarkeit. . . . .	.347
Andreas Altmann	
»Familie ist wie Mafia« . . . . .	.355
Andreas Maier	
Nie wieder Mallorca . . . . .	.363
Der große Dulder . . . . .	.367
Die Dichotomie der digitalen Nahdistanz. . . . .	.373
Petra Hardt	
Meisterwerk(er) . . . . .	.381
»Ich glaube, alles ist möglich« . . . . .	.387
Mercedes Lauenstein	
»Ich war total Teflon« . . . . .	.397
Eva Demski	
In Allmens Bad.	409
Allmen meets Mangold . . . . .	.413
Die Lust an der Vernichtung . . . . .	.419
»Wir Marionetten«.	427
C. Juliane Vieregge	
Jakob, der Ewige . . . . .	.433
Am Abgrund zur Wirklichkeit . . . . .	.437
Im Textlabor	443
Hannes Bajohr	
Krankheit als Symptom	449
Die Frau für alle seine Leben . . . . .	.453
»Mein Beruf ist ein unbedingtes Wollen«. . . . .	.457
Peter Bures	
Das falsche Zeichen	465
Thomas Fischer	

»Ob ich meine Frau liebe?«	471
Jan Fleischhauer	
Suter reloaded	489
Ein Konservativer am Ende.	495
Unter der Briefmarke grüßt der Sand	499
»Man lernt durch das Lesen zu leben.«	505
Jens Müller	
Und sie lesen doch	513
Nina Hugendubel	
Frau Freiknecht macht Druck	525
Mo Freiknecht	
»Meine Leber geradezu essbar, so rein«	533
»Sie erwarten jetzt keine Koketterie?«	539
Verena Lueken	
Muss das sein?	551
»Ich will kein Rolling Stone sein«	555
Micha Steinwachs	
König der Lüfte.	563
Jürgen Raps	
Morgens chinesisch, abends deutsch	571
Thomas Derksen	
Kurzeithölle	579
Erste Hilfe: Von Schnappatmung, Seitenlage und Reanima- tion	585
»Bundespräsidentin? Nix für mich«	593
Brigitte Zypries	
Im warmen Mantel der Erinnerung	601
Der Duft einer frisch gemähten Sommerwiese.	607
Christoph Peters	
Impressum	636

*Die Leute wollen gar keine Visionen.
Die wollen in ihre freundlichen Einfamilienhäuser
einziehen und sich einen Kleinwagen kaufen.*

**Burghart Klaußner als hessischer
Generalstaatsanwalt Dr. Fritz Bauer
in dem Film *Der Staat gegen Fritz Bauer***

20.08.2018

»Das war mäßig lustig«

Jurek Becker schrieb Postkarten mit literarischem Mehrwert. Seine Nachlassverwalterin Christine Becker hat daraus ein spannendes Buch gemacht

Jan C. Behmann:

Sagen wir »Ihr Mann« oder Jurek Becker?

Christine Becker:

Wir sagen Jurek Becker.

Jurek Beckers Lektor Raimund Fellingner fragte einmal, welcher Schriftsteller kein Kotzbrocken sei. War er ein Kotzbrocken?

Nein, in seinem Verhältnis zu Freunden, aber auch Menschen, die er gerade kennenlernte, war er ein außerordentlich charmanter und freundlicher Mensch. Aber selbstverständlich hatte er Qualitäten, die denen eines Kotzbrocken näherkommen, aber die er für Menschen reserviert hatte, die ihm ganz besonders nahestanden.

... oder aber für Menschen, die ihn mit Lärm belästigten.

Wenn seine Arbeit gestört wurde, konnte ihn das in

den Wahnsinn treiben! Braucht ein Schriftsteller Kotzbrockenqualitäten? In gewisser Weise ja, jeder Künstler braucht sie. Der künstlerische Partner muss darum kämpfen, dass seine Kunst vorrangig ist.

... und nicht einkaufen gehen?

Den Dichter darf man zum Klopapierkaufen schicken.

Konnte der Dichter das?

Ja, das konnte er. Nur gestritten hätte er sich in seiner Mittagspause nicht. Jemand, der ein künstlerisches Ziel verfolgt, muss auch seine Liebsten auf Abstand halten.

Streiten gehörte zur Beziehung?

Definitiv!

Hat ihn das erschreckt?

Nein, er war der größte Brüller von allen! Ganz im Gegenteil, es hat ihm gefallen, endlich mal jemanden zu treffen, der ihm gewachsen war. Wir fanden das sehr befreiend und wirksam. Er konnte unglaublich explodieren, war kurze Zeit später aber wieder versöhnlich.

Sind Sie hauptberuflich Witwe?

So hat es angefangen, ich wurde die Witwe von Jurek Becker. Dann hat es sich gewandelt. Bei meinem ersten Buch, den gesammelten Briefen, habe ich mich noch mehr als Ehefrau gefühlt. Ab dem zweiten Buch bin ich sehr viel sachlicher vorgegangen. Bei der Auswahl der Essays und Interviews war ich emotional nur noch gering beteiligt. Ich wusste dann, ich bin die Herausgeberin des Werks.

Hat Jurek Becker das verfügt?

Ja, er wollte unbedingt, dass sein Werk aus einer Hand betreut wird. Da ich als Literaturwissenschaftlerin der Sache am nächsten Stand, war es auch logisch, mich zu wählen. Sonst hat ihn sein Nachlass wenig interessiert. Es war nichts geordnet oder vorbereitet. Er hat sein Zimmer verlassen, als würde er morgen wiederkommen.

Leiden Sie unter dem Etikett der ewigen Ehefrau?

Ich habe weder jetzt noch zu Lebzeiten darunter gelitten, die »Ehefrau von« zu sein. Das liegt aber auch daran, dass ich keine künstlerischen Ambitionen habe.

Haben Sie nie damit gehadert?

Nur einmal, als er starb. Ich war nicht mal 37 und fragte mich: Hätte ich nicht ein ganz normales Leben wählen können? Aber die Frage ist sinnlos. Ich habe dann diesen »Beruf« gewählt, für den ich auch noch ausgebildet bin: Ich habe in einem Verlag gelernt und Literaturwissenschaft studiert.

Wovor schützen Sie sein Werk als Nachlassverwalterin?

Generell habe ich ihn vor allem bewahrt, was seine Qualitäten als Schriftsteller hätte angreifen können. Meine Aufgabe ist es, dieses Bild nicht zu beschädigen, sondern auf dem Niveau zu vervollständigen, welches er vorgegeben hat. Zum Beispiel hat er festgelegt, dass *Jakob der Lügner* nicht auf die Bühne darf. Einmal habe ich mich darüber hinweggesetzt.

Warum dauerte es so lange, die Postkarten zu publizieren?

Das war ein schrittweiser Prozess und begann mit der Lesung im Jahr 2012, bei der eine Mitarbeiterin von Random House Audio daran Gefallen fand und dann den Suhrkamp Verlag davon wissen ließ. Zu meinem großen Glück wurde zu dieser Zeit Raimund Fellingner Lektor für Jureks Werk. Wir haben überlegt, was man noch publizieren könnte, ein Erinnerungsband stand im Raum. Dann fragte mich Herr Fellingner vorsichtig nach den Postkarten. Viele musste ich erst mal bei den Adressaten erbitten und konnte dann eine größere Sammlung an den Verlag senden. Fellingner ist viel beschäftigt und ich bin wählerisch, das dauerte dann ein paar Jahre.

Warum sind Sie so wählerisch?

Von den 1.000 erschlossenen Postkarten sind 400 an mich und die Frage war, wie wir die Auswahl gewichten. Der typische Postkartenschreiber Jurek Becker tritt eher bei den Postkarten an Freunde zutage. Bei Karten an mich wollte er gerne auch mal gute Stimmung machen.

Wenn er Ihnen als ein vermeintlicher Geliebter schrieb?

Ich liebe diese Karten, die sind so komisch! Und, der Inhalt war auch ein wenig an die Nachbarin gerichtet, die uns die Post holte (*lacht*).

Wie war es, die Karten zu lesen?

Es hat mich gebeutelt, insbesondere die Karten an mich. Als aber feststand, dass wir den Band wie alle anderen

Suhrkamp-Briefwechsel kommentieren, nämlich völlig sachlich, fiel mir die Rolle gleich viel leichter, denn ich war wieder die Herausgeberin und nicht die Adressatin.

Wo ist das Buch entstanden?

Der Großteil hier in der Wohnung, am Esstisch. Die Schlussphase fand im Suhrkamp Verlag statt.

Hat Jurek Becker an diesem Tisch auch Postkarten geschrieben?

Nicht auszuschließen. Dieser Esstisch stand in seinem Landhaus in Sieseby, in dem er in den 90ern viel schrieb. Aber die meisten Karten schrieb er unterwegs, oder aber in seinem Arbeitszimmer.

Gibt es das noch?

Ja, es ist über der Wohnung und die meisten Sachen stehen noch so, wie er sie hinterlassen hat.

Warum ein Landhaus in Deutschland, nicht in Südfrankreich?

Er betrachtete Deutsch als seine zweite Sprache, in der er Literatur verfasste. Er hatte die Sorge, dass ihm das nicht in einem anderssprachlichen Umfeld gelänge.

Aber Sie haben lange Reisen in die USA unternommen?

Ja, dort hätte er aber nie einen Roman oder ein Drehbuch geschrieben. Das Landhaus in Sieseby war ein Ort des Schreibens und gleichzeitig Ruheort.

Jurek Becker hat seine Postkarten in Schulheften vorskizziert.

Das hatte er schon vor meiner Zeit begonnen, er nutzte DIN-A4-Hefte mit zartgrünem Umschlag – wenn ich mich da jetzt nicht »verinnere«. Die Hefte waren für alles da: Auf der einen Seite konnte ein Vortrag entstehen, auf der anderen eine Postkarte.

Eigentlich lohnt sich das Lesen allein der Anreden wegen.

Oh mein Gott!

Waren Sie gerne seine »Luftpumpe« und sein »klarer Fall«?

Nein! Alle finden es toll und selbst in Kritiken lese ich, dass sei Ausdruck seiner Liebe gewesen. Ich fand das damals mäßig lustig, vielleicht eine von zehn Anreden war sehr lustig. Ansonsten habe ich mich da nicht überschlagen vor Freude – bezogen auf die Anrede. Ich wäre lieber »Liebe Christine« gewesen. Im Rückblick hat es mich noch mehr geärgert, weil ich bei der Sichtung des Konvoluts sah, dass alle anderen »richtige« Anreden bekamen. Ich bin mindestens dreimal eine Butterbrezel!

Konnten Sie konzipierte und spontane Karten unterscheiden?

Bis 1987 schrieb Jurek seine Karten spontan auf Reisen. Erst bei unserem längeren USA-Aufenthalt in Texas steigerte sich die Anzahl seiner verschickten Karten. Aus meiner Sicht entwickelt er dort erstmals das Genre des professionellen Postkartenschreibens. Er wollte mehr

unterhalten als Informationen mitteilen. Die Empfänger bekommen kleine, teils erfundene Geschichten gesendet. Erst in den 90ern, in denen er die meisten Karten verschickte, begann er, die Texte zu konzipieren.

Ein literarisches Genre?

Er hat eines daraus gemacht!

Dachte er an Veröffentlichung?

Ein Freund von ihm fand, die Karten seien zur Veröffentlichung bestimmt. Er selbst sah das als etwas an, was postum geschehen könne. Jurek hat sehr für den Augenblick und den Empfänger gearbeitet.

Hat er über die Karten geredet?

Nein, das war kein Thema.

Warum diese Auswahl?

Die Fragen waren: Ist die gut geschrieben? Ist die witzig? Als wir wussten, dass wir mehr Karten aufnehmen würden, kamen noch andere Kriterien dazu. Es wurden auch Karten berücksichtigt, wenn sie eine kleine Nachricht über den Autor enthielten. Er hat nicht gerne über sich Auskunft gegeben und gab, manchmal nur durch seine Unterschrift, doch etwas preis. Weitere Karten wurden ausgewählt, wenn es dramaturgisch passte und sich damit Erzählbögen schlossen.

Wie geht es heute Jurek Beckers Werk?

Er ist ein erstaunlich präsender Autor, dafür, dass er vor 21 Jahren verstorben ist. Zum einen gibt es seine noch be-

stehende Leserschaft, die meistens alles von ihm gelesen hat, und zum anderen sind es Schüler, die insbesondere Jakob der Lügner lesen; ein Dauerseller.

Warum wurde er in der DDR nicht wegen seiner Aufmüpfigkeit kaltgestellt?

Er war schon so früh so berühmt, dass sie sich das nicht getraut haben. Allerdings sind auch bekannte Autoren eingesperrt worden. Vielleicht hatten sie Respekt vor ihm, weil er so hemmungslos war und nicht taktierte. Er wollte das Projekt Sozialismus realisiert haben und sah sie nicht als Feinde, hatte aber seine eigenen Vorstellungen, was in diesem Verhältnis möglich war oder auch nicht. Seine Meinung ließ er sich nicht verbieten. Sie haben ihn dann gerne gehen lassen, denn er war zu unbequem. Er fürchtete sich nie vor Stasi-Mitarbeitern, da er immer die gleiche Haltung vertrat. Sie ließen ihn in die USA ziehen, weil sie wussten, er würde keine Schmutzkübel über sie auskippen; und so war es dann auch.

Was würde er über den Erfolg der AfD sagen?

Er wäre hell entsetzt! Langsam wird es schwierig in Europa. Ich weiß nicht, wohin wir emigriert wären, aber ich weiß, dass er sagte, sobald die Republikaner im Parlament säßen, verliesse er das Land. Das kann man sicher auch für die AfD gelten lassen.

Ihr Mann stand der SPD nahe. Was würde er heute zur Sozialdemokratie sagen?

Er würde den Mangel an Zustimmung bedauern, weil

er das als eine Gefahr für die Demokratie ansähe. Denn es ist ja so, dass die beiden sogenannten Volksparteien derartig Federn gelassen und die anderen zugewonnen haben. Er hätte versucht, im Wahlkampf aktiv zu werden.

Jurek Becker wurde kurz vor seinem Tod noch einmal Vater.

Dieses letzte Jahr mit dem kleinen Kind war nicht von Bedauern geprägt. Er hat dann noch mal alles gegeben, um einen Vorrat anzulegen. Das Kind sollte nicht spüren, dass etwas Schlimmes passiert, sondern die Zeit sollte maximal ausgenutzt werden. Das hat er geschafft, denn sein Sohn sagte noch als Kind im Rückblick, sein Vater habe ihn so geliebt, das reiche für ein ganzes Leben.

Warum enden die Postkarten etwas vor seinem Tod?

Sie können davon ausgehen, dass es ihm nicht mehr gutging. Er hat nach dieser Karte an seine Frau am 31. Januar bis zu seinem Tod am 14. März 1997 keine Karte mehr an irgendwen geschrieben.

Wenn er jetzt klingeln würde, was würden Sie zu ihm sagen?

»Setz dich, du warst so lange weg, es gibt so viel zu erzählen!«

Von Jurek Becker sind Ihnen neben dem erwähnten Postkartenband *Am Strand von Bochum ist allerhand los* auch der Briefband *Ihr Unvergleichlichen* als auch der Roman *Schlaflose Tage* empfohlen. Als Ur-Werk ist Beckers Debüt *Jakob der Lügner* zu sehen.

22.02.2018

Wenn Chefärzte fliegen lernen

Ein Psychologe der Lufthansa kämpft gegen medizinische Behandlungsfehler mit Mitteln, die seit Jahrzehnten in der Luftfahrt für einen sicheren Betrieb sorgen.

Was in der Medizin erst langsam aufkeimt, ist in der Fliegerei seit Jahrzehnten bekannt: Der Mensch macht Fehler und ist in über 80% die Ursache allen Unfallübels. In den USA könnten ärztliche Behandlungsfehler die dritthäufigste Todesursache darstellen. Derweil ist die Zahl tödlicher Behandlungsfehler sogar noch gestiegen. Wenn diese Quote für Flugunfälle stünde, keiner würde mehr einen Schritt ins Flugzeug setzen. Aber, das Gegenteil ist der Fall und das hat evidenzbasierte Gründe.

Martin Egerth kommt an diesem sonnigen Herbsttag aus dem Lufthansa Aviation Training Center am Frankfurter Flughafen geschlendert. Die Sonne strahlt in die Hallen, in denen die Cockpitsimulatoren auf großen Stelzen einer sicheren Landung entgegenwanken. Dem gebürtigen Tiroler ist die Hitze an diesem Tag ein Graus. Zwischen den goldbestreiften Würdenträgern der Lüfte, wirkt er im grauen Pulli eher unscheinbar. Doch der Psychologe rettet Menschenleben. Und das auf sehr

mittelbare Weise: er trainiert Ärzte mit den Methoden, die Piloten anwenden, um sicher tausende Menschen um den Globus zu fliegen. Mit Erfolg: 2016 war mit nur 182 Todesopfern (ICAO Safety Report 2017) das sicherste Jahr der kommerziellen Verkehrsluftfahrt überhaupt.

Denn was in der Medizin erst langsam aufkeimt, ist in der Fliegerei seit Jahrzehnten bekannt: Der Mensch macht Fehler und ist in über 80% die Ursache allen Unfallübels. Die meisten Fehler beruhen in der Medizin auf schlechter Kommunikation, schätzt die Weltgesundheitsorganisation WHO. 2008 rief sie das Projekt »Safe Surgery Saves Lives« ins Leben. Große Klinikketten starteten aktiv mit Checklisten für Hochrisikosituationen. Human Factors ist das Schlagwort. Es gilt, den Menschen, sein Verhalten, seine Reaktionen in kritischen Situationen zu analysieren, zu beurteilen und daraus Schlüsse für den täglichen Betrieb zu ziehen. Ob das das strikte Abarbeiten von Checklisten oder trainierte Interaktionen zwischen Piloten sind, es entsteht alles seit Jahrzehnten aus dem täglichen Betrieb.

Die Zeit für Patientensicherheit habe bereits vor fünfzehn Jahren fünf vor zwölf geschlagen, wie sich Egerth sichtlich betroffen echauffiert. »Ich stehe in einer Klinik, und die rühmen sich, die eigene Hygienequote von 45% auf 65% angehoben zu haben. Das kann doch nicht wahr sein! In so einer Klinik würde ich mich nie behandeln lassen!«, kreischt er fast, während alle paar Minuten ein Flieger über das Gebäude rauscht.

»Stellen Sie sich vor, unsere Piloten hielten sich nur in 65% aller Fälle an die Verfahren – da würde doch niemand mit uns fliegen. Wir erleben auch in der Medizin

eine Wandlung zur Transparenz in Qualitätsfragen. Portale im Internet machen für potentielle Patienten das Vergleichen möglich.« Wer das Geld, die Zeit und die kognitiven Ressourcen habe, schaue sich doch genau an, wem er seine Gesundheit anvertraue.

Wer macht, macht Fehler, lautet ein altes Sprichwort. Doch nützen tut dies geschädigten Patienten nicht. Die Auswirkungen für sie selbst und ihre Angehörigen sind zu relevant, als dass Bauertipps helfen könnten. Der Krankenhausreport 2014 der AOK offenbarte, dass bei 5-10% aller Krankenhausbehandlungen ein unerwünschtes Ereignis, wie eine allergische Reaktion auf ein Medikament, stattfindet. Die Hälfte dieser Ereignisse gilt als vermeidbar. Tatsächliche Fehler liegen bei einem Prozent, tödliche Ereignisse bei einem Promille aller Krankenhausfälle vor. »Wichtig, aber häufig vernachlässigt wird vor allem der Einfluss einer entsprechenden Fehlerkultur im Krankenhaus auf die Patientensicherheit. Die Mitarbeiter müssen noch stärker für das Thema sensibilisiert und die bereits eingeführten Fehlerberichtssysteme besser genutzt werden, um aus eigenen Fehlern und den Fehlern anderer Krankenhäuser zu lernen«, so Prof. Geraedts von der Universität Witten/Herdecke und Mitherausgeber des *Krankenhaus-Reports*.

Die Deutsche Gesellschaft für Orthopädie und Unfallchirurgie (DGOU) brachte das Programm ins Rollen. Sie kam auf die Lufthansa zu, um ihr Personal zu trainieren und die Sicherheit der Patienten zu steigern. Heute schulen die Piloten und Ärzte gemeinsam einen Großteil der Mitarbeiter aller berufsgenossenschaftlichen Kliniken (BG-Kliniken). So entstand ein Schulungsprogramm,

welches inzwischen wissenschaftlich begleitet und sich seinen Weg in die Lehrbücher der Humanmedizin noch bahnen wird. Egerth verantwortet als Produktmanager die Human Factors Trainings für alle Zielgruppen. »So kann ich strategisch denkend das voranbringen, was sich aus der Anfrage der DGOU ergeben hat. Inzwischen arbeiten wir mit allen BG-Kliniken zusammen«.

Neben den klassischen Trainings von Piloten und Kabinenbesatzungen aus aller Welt, dringt die Lufthansa immer häufiger mit ihren Konzepten der standardisierten Abarbeitungsprinzipien und der Anerkennung der menschlichen Entscheidungsfragilität in den Schulungsmarkt der Softskills ein. Ihren eigenen Arbeitsalltag vermarktet sie nun in Flughöhe Null. Die Motivation zur Beauftragung solcher Trainings ist hingegen verschieden. Einige Klinikleiter glauben, dass es ausreicht, nur die Führungskräfte zu schulen. Erfahrungsgemäß reicht dies eben genau nicht, um die Interaktion aller Teammitglieder zu ändern. Das Pflegepersonal wird gerne vergessen, die Leistung des Teams auf eine Person reduziert. »Da klopft der Operateur sich nach der OP auf die Schulter und lobt sich ausschließlich selbst, anstatt das gesamte Team zu loben«, moniert der langgediente Lufthanseat. Das Pflegepersonal habe oft nicht mal den Hauch einer Chance in sichtlich falsche Abläufe einzugreifen. Ohne Veto-Regeln, ohne eine Kultur der Intervention, findet sich kompetentes Pflegepersonal auf die stummen Plätze verbannt. Zu leiden hat schlussendlich nur einer, der Patient.

Der große Unterschied von Luftfahrt zur Medizin ist die eigene Beteiligung. Piloten sind auch deshalb enga-

giert in der Ausgestaltung der größtmöglichen Sicherheit, weil sie selber im sprichwörtlichen Boot sitzen. Anders dagegen in der Medizin. Die Auswirkungen der aktiven und passiven Fehler eines Arztes bekommt dieser im weiteren Verlauf der Behandlung des Patienten oft gar nicht mehr mit. So größer das Krankenhaus, so wahrscheinlicher ist dieser Zustand. Und ohne Rückmeldung, keine Reflektion. Und damit keine Änderung des Verhaltens. Eine gefährliche Spirale. Die Möglichkeit, kritische Ereignisse zu melden und auszuwerten, ist im Vergleich zur Luftfahrt oft bescheiden. Die Kunst des Heilens steckt in den Kinderschuhen moderner Verbesserungsprozesse.

Im Cockpit eines Lufthansa-Fliegers kennen sich die Crews höchstens vom Sehen. Es herrscht ständige Personalrotation und diese ist ausdrücklich gewünscht. Es können sich keine eigenmächtigen Routinen, keine zu starken Hierarchien und Abhängigkeiten etablieren, die potentiell Risikosituationen begünstigen. Auch hier beharrt die Medizin auf der alten Kaste des Chefs und seinen Jüngern. »Wahrscheinlich lebt das System Medizin ein Stück weit davon, dass es diese repressive Hierarchie aufrechterhält«, mutmaßt Egerth. Wie beliebt Ärzte sind, die das Risiko durch gestresste und überarbeitete Mediziner sehen, zeigte ein Fall in Thüringen. Dort wurde ein Chefarzt von seinen Kollegen für sein Engagement ungewollt medienträchtig verabschiedet. Statt eines Blumenstraußes zum Klinikwechsel, bekam er eine hässliche Anzeige in der Lokalzeitung. Denn er setzte sich progressiv für Patientensicherheit und Checklisten ein. Der Hass der Mitarbeiter war ihm gewiss.

Für viele Angehörige der heilenden Berufe kommt die Kritik am eigenen Handeln einer Majestätsbeleidigung gleich. Die Gesellschaft tut ihr übriges in der Überhöhung ärztlicher Fähigkeiten. Ein Arzt ist in den Augen der breiten Masse ein allzeit einsatzbereiter, über alle Fachgebiete informierter, nie müder Allrounder mit einer Fehlerquote gleich Null.

»Wenn ich Chefarzte frage, warum sie mit Lufthansa fliegen, antworten immer alle, wegen der bekannten Sicherheitsstandards. Im Gegenzug bekommen sie die Frage nach ihren Standards nicht so gern gestellt.« Das Erstellen von Checklisten und die Entwicklung von Standard Operating Procedures, kurz SOP, gelten häufig als Aufgabe unterer Hierarchien. Stumpfes Zusammenschreiben von vermeintlich richtigen Handlungsabläufen ist noch lange keine Checkliste, ist mitnichten eine Steigerung der Sicherheit von Patienten.

Die Klinikgruppe Helios führte im Bereich der Anästhesie 2009 erstmalig Checklisten ein. Nicht unter großem Applaus der Mitarbeiter, die Etablierung gestaltete sich zäh. Ziel war und ist es, die Sicherheit der Patienten zu steigern. »Anhand der Haftpflichtfälle eines Krankenhauses lassen sich funktionierende Prozesse klar herauslesen«, so Lufthanseat Egerth. Wenn man den Versicherern anhand valider Zahlen aufzeigen kann, dass die Maßnahmen greifen, könnte eine Senkung der Beiträge die Folge sein. »Und somit haben sie auch die kaufmännische Geschäftsführung einer Klinik mit im Boot«. Denn der wirtschaftliche Druck ist durchaus ein Begleiter in Medizinerkreisen. »Das Geld sitzt nicht locker für Fortbildungen solcher Art, obwohl das Ergebnis sich in

relativ kurzer Zeit rechnen kann.« Lieber setze man sich doch wieder in die zigste günstige Standardfortbildung.

Möglichst wenig Geld auszugeben ist derweil aber auch eine Art Volkssport geworden, an dem die ganze Flugverkehrsbranche ächzt. »Wenn Menschen mich fragen, ob eine Billigairline sicher ist, antworte ich, dass die Passagiere das mitentscheiden. Wer erwartet, für 30 Euro innereuropäisch und für 200 Euro über den Atlantik hin- und zurückzukommen, der braucht sich über mögliche Einsparungen, trotz hoher gesetzlicher Standards, nicht wundern.«

»Luftfahrt ist weiterhin spannend und sexy«, so der Psychologe. »Menschen lassen sich gerne etwas von Piloten aus der Welt in 30.000 Fuß erklären. Das nutzen wir natürlich.« Dabei ist die Zielgruppe nicht fest umrissen. Hochrisikoentscheidungen finden in vielen Bereichen statt. Auch in der Wirtschaft, wie den meisten Menschen seit der Finanzkrise klar werden musste. »Wir schulen auch Anwälte und Manager in Human Factors. Da geht es dann primär um Empathie und Führung. Die Fähigkeit zur Führung ist auch ein entscheidendes Kriterium zur Auswahl neuer Piloten durch Lufthansa. Wir wählen keine Piloten aus, wir finden zukünftige Kapitäne. Der einzige Unterschied zwischen Kapitänen und Ersten Offizieren ist bei uns die Flugerfahrung«. Diese Homogenität ist gewünscht. Je nach Herkunft der Piloten sind Zusammenarbeit, Hierarchie und Arbeitsethos immens verschieden. »Und das ändern sie auch nicht mal eben so in einem Training.«

Ähnlich wie in stark hierarchischen Cockpits verhält es sich in deutschen Krankenhäusern. Der Chefarzt gleicht

einem Heiligen, den man hassen lernt, aber den es um einer selbst willen zu umschmeicheln gilt. Wer nicht mitmacht, den zersetzt die innerbetriebliche Mühle an der Basis. Einsprüche bei Therapieentscheidungen sind ein gefährliches Wagnis für die Karriere.

Sicher, Ausnahmen bestätigen die Regel, doch die physischen und psychischen Erschöpfungszustände junger deutscher Mediziner sprechen eine andere Sprache: »Manche Chefärzte kommen zu mir, weil ihre komplette ärztliche Basis aufgrund von chronischer Erschöpfung wegzubrechen droht. Da kann also nur etwas gehörig schief laufen«. Denn anders als im Cockpit, wird im Studium der Humanmedizin nicht geschaut, ob jemand als Teamleiter oder gar Chefarzt fähig sein wird. Die Erlangung solcher Kompetenzen beruht bisweilen auf Berufserfahrung oder schlichtweg Talent. Die Mitarbeiter und Patienten spielen Lebens-Roulette. Verwechslungen gibt es aber auch bei den Trainings selbst. Human Factors Trainings sind keine Simulationstrainings. Ganz im Gegenteil: »Erst kommt das Human Factors Training, dann ist ein effektives Simulationstraining überhaupt erst möglich«.

Trainiert werden die Teilnehmer von eigens ausgewählten und trainierten Piloten und Medizinerinnen. Die Anerkennung hat sich Psychologe und Produktmanager Egerth in Cockpitkreisen hart erarbeitet. Denn seine Berufskaste wird von Piloten gerne mit Distanz betrachtet; sie entscheiden nämlich mit, wer ins Cockpit kommt und wer nicht. Durch viele Stunden mit Piloten im Simulator und »eng dran sein« an den Crews war die Annäherung möglich. Für ihn selbst war das Cockpit nichts. »Alle

fürchteten die Interviews, ich die mathematisch-räumlichen Tests.« In der Medizinwelt ist er hingegen noch auf dem Reputationsweg. Er solle doch promovieren, riet man ihm, dann ginge es schneller mit dem Ankommen in der Umlaufbahn der Halbgötter in Weiß. Und da ist es wieder, das Problem.

23.08.2017

Noch kein Urteil

Thomas Fischer sprach Recht und schrieb gut drei Millionen Buchstaben. Doch der umstrittene Richter ist weder altersmilde noch altersmüde

Jan C. Behmann:

In unserem Vorgespräch sagten Sie, Sie kämen grad vom Supermarkt. Haben Sie getauscht: BGH-Vorsitz gegen Haushaltsvorsitz?

Thomas Fischer:

Ich habe schon immer gerne eingekauft, ich koche gern und bin auch sonst im Haushalt tätig.

Zu welcher Tageszeit arbeiten Sie?

In der Regel beginne ich um sieben Uhr morgens und höre in den letzten Jahren nicht mehr nach 20 Uhr auf.

Sie sind wahrscheinlich der einzige Richter, der Autogramme gibt?

Ich kann das nicht beurteilen. Ich tue es jedenfalls.

Haben Sie eine abstrakte oder auch konkrete Bedrohung durch Ihr öffentliches Tun erlebt? Wie sah die aus?

Sagen wir es so: Ich habe in einer gewissen Weise zu gewissen Themen eine Vielzahl von ekelhaften, beleidigenden oder auch bedrohlichen E-Mails gekriegt, darunter waren auch solche, die unangenehm waren. Mehr gibt es darüber nicht zu sagen.

Heinz Bude spricht vom Dienstleistungsproletariat, Paketzusteller gehören durch Lohndumping, und Akkordarbeit heute dazu. Wie bewerten Sie Ihren alten Beruf als Paketzusteller?

Die Arbeitsbedingungen der Paketzusteller haben sich in den vergangenen 40 Jahren massiv verschlechtert. Diese Entwicklung hat schon in den 1970er Jahren begonnen, zunächst bei den privaten Anbietern. Ich selbst war Arbeiter bei der damaligen Bundespost, viele Kollegen waren noch im Beamtenverhältnis tätig. Ich kann mich erinnern, dass ich etwa 1.100 DM netto verdient habe.

Die negativen Folgen der Agenda 2010 stehen in ihrer Blüte, sagen Sie. Wie beurteilen Sie Schröders Leistung als Sozialdemokrat?

Ich habe nicht die geringste Veranlassung, irgendjemandes Leistung als Sozialdemokrat zu beurteilen oder die Leistung der Sozialdemokratie. Diese politische Organisation hat ihren Löffel bereits vor langer Zeit abgegeben.

Wird der einzelne zu einem unternehmerischen Selbst?

Na ja, er bildet es sich jedenfalls ein, oder es wird ihm eingeredet, oder es bleibt ihm nichts anderes übrig ...

Welche davon ist die beste Lösung – unter den schlechten?

Die letzte. Das bedeutet, man hat die Chance, es anzunehmen oder nicht, es zu ändern oder nicht. Die Begrifflichkeit »Unternehmerisches Selbst« ist ein reiner Euphemismus. Die Welt besteht nicht aus einer unendlichen Vielzahl mächtiger Einzelunternehmer, sondern aus immer weniger mächtigen Unternehmen und immer mehr ohnmächtigen Einzelnen.

Ist Sigmund Gottlieb, Ex-Chef des Bayerischen Rundfunks, der im März in Rente ging, ein komischer Kauz?

Nein, nein. Ich habe ihn mal als »Gott des Heißluftföns« oder als »schönste Fönfrisur seit Siegfried und Roy« bezeichnet, aber solche Gags sind natürlich nichts Persönliches. Ich habe nichts gegen Herrn Gottlieb persönlich. Er ist ein meinungsstarker Mensch. Was mich immer etwas gestört hat, war, dass er auch dann eine Meinung vortäuscht, wenn er gar keine hat.

Waren Sie zum Schluss unbeliebt im Senat oder in der Cafeteria?

Unbeliebt sind viele, im Senat wie in der Cafeteria. Das sind weiß Gott nicht nur Menschen, die sich öffentlich äußern oder Kritik üben. Unbeliebtheit oder Beliebtheit ist keine Kategorie, in der man denken oder Interviews geben sollte.

Mobbing macht krank.

Ja. Das ist letztlich eine sekundäre Frage. Ich bin innerhalb des BGH auf vielfältige Kritik gestoßen, die überwiegend in merkwürdig persönlicher Weise formuliert wurde. Erstaunlich und bezeichnend: Vielfach wurde diese Kritik gerade auch von Menschen getragen und in skurriler Weise »gelebt«, mit denen ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesprochen und die mich niemals irgendetwas gefragt haben. Aber das ist ganz normal, oder sagen wir: erwartbar. Wer in einer solch hermetischen Organisation sachliche Kritik an Strukturen statt an Personen übt, wird immer wieder als rein persönlich motiviert dargestellt und denunziert.

Was ist die Person Fischer ohne die Funktion?

Das ist eine komplizierte Frage. Was ist die Funktion des Interviewers, ohne dass er Journalist ist? Das Innehaben von Macht fällt weg, wenn die Funktion endet. Wenn die Person sich darauf beschränken würde, Macht zu haben, dann wäre das traurig. Es gibt Menschen, die darunter sehr leiden und nicht wissen, was sie tun sollen. Letztlich ist das eine sehr alberne Sichtweise auf sich selbst und die Welt. Denn die Dinge und Bedeutungen sind vergänglich, und Privilegien hängen mit der Funktion zusammen, das ist klar.

Was ist die Position des Vorsitzenden des 2.

Strafsenats ohne die Person?

Man braucht eine neue Person Richter. Richter sind Menschen und keine Rechtsproduktionsautomaten. Irgendjemand wird meine Nachfolge antreten und wird

den Job ganz gewiss anders machen als ich, wird ihn aber auch anders machen als alle meine Vorgänger.

Beschreiben Sie mir bitte Ihren Abschied in Karlsruhe. Hatten Sie eine Pappkiste dabei?

Ich habe einige Bilder und Motorrad-Modelle aus meinem Dienstzimmer abgeholt. Der Abschied war gänzlich unspektakulär.

Wieso haben Sie früher aufgehört?

Jeder öffentlich Bedienstete hat die Möglichkeit, früher zu gehen, wenn er dafür Abstriche an seiner Pension in Kauf nimmt. Nun habe ich mit 64 aufgehört. Ich hatte den Eindruck, dass es reicht. Die konkreten Gründe dafür gehen nur mich persönlich, meine Familie und Freunde an.

Aus dem trockenen Kosmos der Jurisprudenz hat Ferdinand von Schirach etwas geschafft, wovon Sie schon seit frühen Tagen träumen: ein erfolgreicher Schriftsteller zu sein. Wurmt Sie das?

Weder stimmt das eine noch das andere, noch wurmt es mich. Schirach ist ein wirtschaftlich erfolgreicher Schriftsteller. Das ist kein qualitatives Argument. Mein Traum ist nicht, Leitkolumnist der Bild-Zeitung zu sein.

Bei welcher Kolumne lagen Sie einmal richtig falsch?

Spontan würde ich sagen: bei keiner. Ob es inhaltlich etwas gibt, was ich heute anders schreiben würde, weiß ich nicht. Es sind insgesamt deutlich mehr als 1.000 Normseiten Text mit weit mehr als 3,2 Millionen Zeichen, da habe ich nicht mehr alles im Sinn.

Alle dachten, die Kolumne geht jetzt erst recht weiter. Warum ist Schluss?

Die Verbindung zwischen dem Ende meiner Richtertätigkeit und dem Ende meiner Kolumne ist eher zufällig. Den typischen »Fischer-im-Recht«-Sound muss man auch nicht so lang weitertreiben, bis die Leute sagen: Früher war es mal besser. Ich will jetzt mal Pause machen und danach weitersehen.

Wie beurteilen Sie den Fall des Footballspielers O. J. Simpson, der des Mordes an seiner Exfrau angeklagt, dann freigelassen wurde?

Ich kenne den Fall nur über die Medien. Die Frage ist, wie viel Gerechtigkeit und Legitimität produziert ein System wie das der US-amerikanischen Jury-Prozesse? Bei uns dominiert die Vorstellung eines Beamtenrichters: einer qualifizierten, wissenschaftlich gebildeten, neutralen Fachgerichtsbarkeit. Wenn in den USA Fälle vor der Grand Jury zu verhandeln sind, dominiert das Prinzip der Demokratie, der Durchschnittsmensch als Repräsentant einer Gesamtheit entscheidet – ohne Begründung. Die Jury sagt schuldig oder nicht schuldig. Das ist im Einzelfall eine Provokation

Warum wird der Rechtsstaat mit Fällen wie dem von Uli Hoeneß oder Bernie Ecclestone scheinbar nicht routiniert fertig?

Der Fall Hoeneß scheint mir nicht spektakulär. Der Täter hat eine Freiheitsstrafe ohne Bewährung verbüßt. Zu Ecclestone: Die Strafjustiz hat große Probleme mit komplizierten Wirtschaftsstrafverfahren. Das hat in der

Regel nichts mit den Personen der Beschuldigten zu tun. Strafrecht ist aber immer unterschichtenorientiert. Es geht stets vor allem um die »einfach« zu verfolgenden Personen, die einfach strukturierten Straftaten. Es geht um die »Dummköpfe«, die »Verlierer«, die »Outlaws«. Strafrecht wird umso schwieriger, je mehr man sich den wirklichen Macht- und Entscheidungsstrukturen der Gesellschaft nähert.

Warum erleben wir eine Moralisierung des Rechts, der kollektiven Empörung?

Kollektive Empörung hat es schon immer gegeben. Die Moralisierung des Rechts hat noch andere Bezüge. Die Institutionen der informellen Kontrolle wie Familie, Dorf- oder Religionsgemeinschaft und Verein haben immer weniger Bedeutung. Vorgaben, was man zu tun hat, gibt es immer weniger: Dass man sonntags in die Kirche geht, dass man seinen Hut zu ziehen hat, es sind lauter veraltete Erinnerungen aus einer angeblich längst vergessenen Zeit, die aber tatsächlich erst 50 Jahre zurückliegt. Anders gesagt: Die ganze Verantwortung für die Person, das ist die entscheidende Botschaft der Globalisierung oder der Agenda 2010, trifft den einzelnen Menschen. Ganz allein.

Sie haben vor zwölf Jahren mehrere Bypässe bekommen – hat sich damals Ihr Blick auf den Tod und das Sterben geändert?

Klar, natürlich. Wenn man in einer Extremsituation ist, ganz nah am Sterben, einen oder zwei Herzstillstände erlebt, schaut man anders auf die Welt als vorher. Man

vergisst es dann aber auch wieder und gewöhnt sich an die Normalität des Lebens; so ist der Mensch zum Glück.

Weitet es den Blick, verändert es das Leben im Alltag?

Das funktioniert nicht so unmittelbar und reflektiert. Ich war schon nach drei Monaten wieder im Dienst. Das Einzige, was interessierte, war, wie viele Akten ich wieder bearbeiten konnte. Und nach 15 Monaten bin ich wieder den Radmarathon »Rund um den Bodensee« gefahren. Das war wichtiger als der Rest.

Wie halten Sie es generell mit Sterbehilfe?

Ich bin ein Vertreter einer liberalen Regelung von sogenannter Sterbehilfe und auch ein Gegner der derzeitigen Regelung der »Tötung auf Verlangen«. Die heute bestehenden strafrechtlichen Grenzen sind willkürlich und in vielerlei Sinn ungerecht. Ein Rückzug des Strafrechts aus diesem Bereich könnte nur gut sein.

Der Schauspieler Dieter Mann sagte: »Ich lasse mir ungern erklären, wie ich gelebt habe.«

Ich schließe mich dem Zitat an. Die Fischer-Autobiografie steht noch bevor. Da wird sich das dann vielleicht erschließen.

18.05.2019

Wir Voyeure

Wieso brauchen viele Blut vor dem Einschlafen? Was suchen wir in Krimis? Der Schweizer Verleger Daniel Kampa hält es mit Simonon

Zürich, vormittags um elf. Mit der Straßenbahn den Berg hoch, an einer Kleingartensiedlung vorbei und dann quer durch eine öffentliche Garage. Daniel Kampas Haus steht einsam am Berg, es ist Verlag und Wohnung zugleich. Das Gespräch findet in Kampas privatem Wohnzimmer statt, ein Fernseher ist nicht zu entdecken.

Jan C. Behmann:

Herr Kampa, wann wurde das letzte Mal auf Ihrer Couch gemordet?

Daniel Kampa:

Soweit ich weiß, noch nie! Aber ein Freund kippte mal ein Glas Rotwein über meine alte Couch. Da sah es wirklich so aus, als hätte jemand einen Doppelmord begangen. Sie eignet sich aber perfekt zum Lesen von Krimis. Von daher haben Sie schon recht: Auf meiner Couch wird regelmäßig gemordet – aber mit Stil!

Was ist ein guter Krimi mit Stil?

Er muss gut geschrieben und spannend sein, schon der erste Satz muss mich fesseln. Ein Patentrezept gibt es aber nicht. Schauen Sie sich Simenon an: Seine Sprache ist einfach, die Plots sind nicht sehr ausgefallen, aber jeder seiner Romane entwickelt einen Sog. Es sieht so leicht aus und nicht wenige haben versucht, ihn zu imitieren. Aber echte Kunst lässt sich nicht nachmachen.

Hat Diogenes eigentlich Killer auf Sie angesetzt?

Natürlich nicht, wieso? (*lacht*)

Sie gründen einen Verlag und nehmen dem, bei dem Sie vorher waren, Simenons Werk weg.

Das wird viel zu sehr dramatisiert. Dass Autoren den Verlag wechseln, hat es immer gegeben und wird es immer geben. Simenon ist kein großer Bestsellerautor, sodass Diogenes keine finanziellen Einbußen hat. Im Gegenteil, man muss eher investieren.

Wie kamen Sie eigentlich zu den Maigrets und Non-Maigrets, den Kriminalromanen und hundert anderen Schriften von Simenon?

Es ist eine glückliche Fügung, vor allem aber eine Entscheidung von Simenons Erben. Ich finde den Mut des Sohns von Georges Simenon beeindruckend und bin ihm sehr dankbar. Er hat einem neu gegründeten Verlag ohne Kapitalnachweis das Werk seines Vaters anvertraut. Das ist ein großer Vertrauensbeweis. Ihm war die persönliche Beziehung sehr wichtig und die Idee für eine Neuedition, und damit konnte ich ihn wohl überzeugen.

Mein Buchhändler winkte bei *Maigret* ab.

Ja, Simenon ist nicht Fitzek, den jeder Buchhändler haben will. Man muss ihn den Leuten näherbringen. Klar ist, dass man von den Maigret-Romanen nicht Hunderttausende verkauft. Das Werk Simenons ist aber nicht nächste Saison tot, er ist ein ewiger Backlist-Seller – seine Bücher werden immer gelesen.

Trotzdem editieren Sie ihn neu, um mehr Leser zu bekommen?

Wenn ein Autor tot ist, ist es das Schwierigste, sein Werk am Leben zu erhalten. Die Buchhändler haben wenig Platz, es gibt unvorstellbar viele Neuerscheinungen, und das führt dazu, dass verstorbene Autoren verschwinden. Durch neue Ausstattung, Neuübersetzungen und Nachworte etwa kann das Interesse wieder geweckt werden. Nur Nachdrucken hilft nicht.

Viele Maigrets sind in den 1930er-Jahren entstanden. Was macht sie für heutige Leser reizvoll?

Im Krimi-Genre hat Simenon etwas ganz Neues erfunden, und das macht ihn unsterblich: Er setzt auf Intuition statt auf Indizien, wie zum Beispiel Agatha Christie es tat. Die Handlung ist unwichtig, es geht um Psychologie. Nicht wer der Täter ist, ist die zentrale Frage, sondern warum jemand zum Verbrecher geworden ist. Bei Agatha Christie sind die letzten zehn Seiten wichtig, bei Maigret die ersten 180. In den 1930er Jahren war das ein entscheidender Schritt für den Krimi, der ja lange nicht literarisch ernst genommen wurde.

Wie empfinden Sie das Bild, das Simenon von Frauen zeichnet?

Darauf kann ich nur mit einem Lesetipp antworten. Es gibt einen wunderschönen Maigret, in dem seine Frau im Mittelpunkt steht und den Fall löst: *Madame Maigrets Liebhaber*. Das ist eine Ausnahme, für gewöhnlich steht seine Frau in der Küche und hegt und pflegt den arbeitenden Kommissar. Man darf dabei nicht vergessen, dass Simenon mit Maigret ganz bewusst einen sehr bürgerlichen Protagonisten erschaffen hat, im Gegensatz zu den damals üblichen Superhirnen und Meisterdetektiven à la Sherlock Holmes oder Hercule Poirot. Maigret-Romane leben von der Nostalgie, und dazu gehört auch das damalige Rollenverständnis.

Lassen Sie sich selbst in diese Nostalgie fallen? Wie liest ein Verleger?

Zu wenig! Ich würde am liebsten den ganzen Tag und die ganze Nacht lesen, weil es einfach das Schönste ist. Das Gute an einem kleinen Verlag ist, dass es weniger Administration gibt. Ich hasse Sitzungen, und daher regeln wir hier das meiste bei Spaziergängen und gemeinsamen Mittagessen.

Administration kann töten?

Ja, das sollte man nie vergessen. Wir bringen pro Saison 30 bis 40 Titel, und das ist genau die Zahl an Büchern, die jeder hier auch wirklich lesen kann. Da ich mit meinem Namen für den Verlag stehe, will ich jedes Buch auch gelesen haben. Alles andere wäre peinlich.

Schwierig, das Niveau Simenons zu halten, wenn aus einem Krimi wahre Literatur wird.

Natürlich. Weil wir der Simenon-Verlag sind, müssen wir bei der Auswahl anderer Krimis darauf achten, dass sie unserem Qualitätsanspruch gerecht werden. Wir veröffentlichen weiter Krimiklassiker, sind aber auch immer auf der Suche nach neuen Krimiautoren, um weitere neben Simenon zu etablieren. Unsere kanadische Krimiautorin Louise Penny war letztes Jahr auf Platz zwei der Krimibestenliste, was uns sehr gefreut hat.

Warum ist die äußere Gestaltung der Kriminalromane bedeutsam?

Bei den Maigrets verwenden wir Bilder der berühmtesten Fotografen des 20. Jahrhunderts: Cartier-Bresson, Doisneau, Brassai ... Bei einigen besonders schönen Motiven fällt auf, dass die Bücher besser laufen. Die Maigrets bedienen ja stark die nostalgische Sehnsucht nach dem alten Paris. Die New York Times mutmaßte mal, dass Paris eigentlich eine Erfindung von Simenon ist.

Ohne durchgeschnittene Kehle geht der deutsche Leser nicht gern ins Bett. Warum gehören Krimis mittlerweile so zu uns?

Ich weiß es nicht. Brutalität ist nicht meins. Ich mag eher psychologische Krimis, die weniger zeigen, dafür aber umso mehr andeuten. Krimis sind beliebt, weil man als Leser in der Regel ein Happy End bekommt: Das Rätsel ist auf der letzten Seite gelöst, der Täter gefasst. Hinzu kommt, dass viele Krimis als Serie angelegt sind – mit Figuren also, die immer wieder auftreten.

Und so ist jedes Buch für den Leser wie ein Nachhausekommen.

Das ist wie bei Netflix: Warum sollen wir dann noch lesen?

Weil es noch schöner ist, wenn man die Bilder selbst erschafft. Als Leser ist man sein eigener Regisseur.

Wie gewalttätig geht es in den von Ihnen verlegten Krimis zu?

Ich kann kein Blut sehen, daher muss es auch in meinen Büchern nicht in Strömen fließen. Es sind keine forensischen Krimis, die mit anatomischen Details aufwarten.

Welche menschlichen Abgründe haben Sie durch Krimis kennengelernt?

Man erkennt in gut erzählten Krimis, wie nah das Geschehen an einem selbst ist und was man daraus lernen kann. Wie hätte ich in der Situation reagiert? Was hätte ich getan? Am Anfang steht ein normaler Mensch, der aus seinem wohlgeordneten Leben gerissen wird. Oder wie John Banville über Simenons Romane sagt: »Sie zwingen uns dazu, uns die Nase am Fenster der Welt platt zu drücken und mit weit aufgerissenen Augen auf Dinge zu starren, die wir, das spüren wir, besser nicht sehen sollten, und dennoch können wir den Blick nicht abwenden.«

Inwiefern befriedigen Krimis auch unseren Voyeurismus?

Gute Literatur ist Voyeurismus, der den Voyeur letztlich auf sich selbst zurückwirft.

Wenn man pausenlos Krimis liest, wie verändert sich da der Blick auf Menschen?

Man kann sich Maigrets Lebensmotto einfach nicht entziehen: verstehen statt urteilen.

Gibt es den perfekten Mord?

Ich hoffe nicht, denn ein guter Krimi braucht einen unperfekten Mord, um spannend zu sein.

Wetten Sie mit anderen, wer der Mörder ist?

Ich wette immer mit mir selbst. Viel lesen übt. Aber als Leser möchte ich eigentlich falschliegen und mich überraschen lassen.

Was halten Sie von Krimi-Verfilmungen?

Um die Popularität und damit auch die Auflage zu steigern, ist eine Verfilmung das Beste, was einem Buch passieren kann. Die erste Maigret-Verfilmung entstand nur zwei Jahre nach Erscheinen des Romans. Das war 1933. Die Schwarz-Weiß-Verfilmungen mit Jean Richard finde ich grandios, aber ich muss gestehen: Ich lese einfach lieber.

Sie wohnen über dem Verlag: Fällt es Ihnen schwer, abzuschalten?

Überhaupt nicht, außer, dass ich keinen Arbeitsweg mehr habe und beim Pendeln nicht mehr lesen kann. Aber ich wollte nach der Geburt meiner Tochter wieder nach Zürich kommen, ich wollte kein Pendel-Papa sein. Für mich ist der Job nicht ein Job, es gibt sowieso keine Trennung zwischen Verlag und Privatleben. Prak-

tisch ist, dass ich zwischendurch hochgehen und meine Tochter in den Arm nehmen oder, leider zu selten, einen Mittagsschlaf machen kann.

Wäre Ihnen der Verlag einen Ruin wert?

Sich wegen Büchern zu ruinieren, ist sicher nicht das Schlechteste. Aber warum den Teufel an die Wand malen?

12.07.2017

»Zum Self-Publishen gehört eine Menge Self«

Michael Meisheit benötigt keinen Verlag mehr, um seine Romane erfolgreich an den Mann und die Frau zu bringen

Jan C. Behmann:

Ihre Bücher sehen aus wie Groschenromane. Ihre Plots lesen sich wie Groschenromane. Schreiben Sie also Groschenromane?

Michael Meisheit:

Groschenromane, Pulp Fiction, Trivilliteratur insgesamt hat immer ausgezeichnet, dass sie in einem festen Rahmen vor allem unterhalten will. Und ich will primär unterhalten, der Rahmen ist allerdings nicht besonders fest, denn ich bekomme als Selfpublisher keine Vorgaben. Mein erfolgreichster Einzelroman Nicht von dieser Welt – unter dem Pseudonym Vanessa Mansini veröffentlicht – ist auf der einen Seite eine klassische Liebesgeschichte, auf der anderen in Blogform geschrieben und hat als Love Interest einen Außerirdischen. Schreibe ich also Groschenromane?

Trotzdem: Wenn Sie einen dieser Romane an Hanser oder Suhrkamp schicken würden, wäre wahrscheinlich das Absageschreiben allgemein gehalten. Wie sehen Sie die Chance, in einem Verlag unterzukommen?

Für mich persönlich: Im Moment recht gut, ich bekomme auch Anfragen. Aber ich wollte das damals gar nicht, meine Entscheidung zu Selfpublishing war ganz bewusst. Einige von meinen Kollegen sind in beiden Vertriebsformen unterwegs, viele auch schon wieder nicht mehr, weil die Verlage zu anstrengend sind. Es passiert eine Art Paradigmenwechsel, insbesondere im Unterhaltungsgenre. Bevor Suhrkamp Selfpublisher aufnimmt, wird es wohl noch ein wenig dauern. Dennoch: Die Ergebnisse können sich inzwischen wirklich sehen lassen, wir haben hierzu auch immer wieder einen Stand auf den Buchmessen. Mit den zwanzig erfolgreichsten Autoren im Selfpublishing kommen wir auf über zehn Millionen verkaufte Bücher – und das ist dann schon eine Hausnummer.

Wie konvergent ist die Verlagsszene mit der Leserszene?

Offensichtlich gibt es da Unterschiede. Verlage wissen eben auch nicht immer ganz genau, was der Leser will, sonst hätte jemand längst die Lizenz zum Gelddrucken. Es ist auch nicht so viel anders, was Selfpublisher machen, aber wir können natürlich schon etwas mehr ausprobieren. Ich mache gerne einen Genremix, mit Außerirdischen oder Thrillerelementen. Verlage können vielleicht damit etwas weniger anfangen, weil sie es nicht gleich in ein Regal stecken können.

Warum diese Verquickung mit Science-Fiction bei Ihnen? Weil die Leser aus der realen Welt flüchten wollen?

Weiß ich nicht. Da gehe ich wirklich danach, was mich interessiert zu erzählen. Bei mir bzw. meinem Pseudonym hat sich mehr und mehr gezeigt, dass es eben genau der Mix ist. Ich schreibe sehr alltagsbezogen, meine Figuren leben, wo ich auch lebe, die Kinder sind so alt wie meine Kinder ... Die recht authentischen Figuren will ich dann aber mit etwas konfrontieren, was bigger than life ist.

Ist das Leben nicht schon groß genug?

Nö, mir macht es halt Spaß, das Klassische: was wäre wenn? zu erzählen und sich möglichst ungewöhnliche Situationen auszudenken und durchzuspielen.

Die Verlage wollen also Schubladen. Sie als Selbstverleger nicht auch?

Wenn du Geld verdienen willst, muss dein Buch letztlich in eine Schublade passen. Und ich will Geld verdienen, will viele Leser erreichen. Was beim Self-Publishen wegfällt, ist das Nadelöhr der Buchhandelsvertreter, die eine zentrale Rolle spielen, denn sie entscheiden, welche Bücher erfolgreich werden können. Einige Selfpublisher sind sehr erfolgreich, bei sehr vielen gilt aber das Motto Trial and Error. Also mehr Error (*lacht*).

Sigrid Löffler sagte einst sinngemäß, dass Leserrezensionen zwar schön seien, aber eben denen von professionellen Rezensenten nicht gleichgestellt werden könnten. Gibt es hier eine Emanzipation der Leserschaft und Autoren?

Die Literaturkritik ist sicher immer noch ein relativ geschlossener Verein. Ich würde aber sagen, dass es demokratischer wird; für Autoren, aber auch für Leser. Hat nicht sogar Jeff Bezos gesagt, für den Buchprozess brauche man zwei Leute: einen Autoren und einen Leser? Alles andere dazwischen ist austauschbar und nicht wichtig für den Prozess.

Siegfried Unseld dreht sich im Grab um! Apropos: Beim Lesen der Briefwechsel des Verlegers Unseld mit seinen Autoren war ich verwundert, wie gering die Tantiemen prozentual waren. Ist das jetzt die Rückeroberung des größeren Kuchenteils?

Ja, und deshalb ist Selfpublishing auch so erfolgreich. Die Verlage halten an den Preisen für E-Books fest, die ungefähr in der Höhe der gedruckten Taschenbuchausgaben liegen, obwohl das produktionstechnisch überhaupt nicht notwendig wäre. Ich bin froh, dass sie das tun, denn ich kann sie für drei bis fünf Euro weniger anbieten und habe mit meinen 70 Prozent, die ich von Amazon bekomme, wo ich meine Werke verkaufe, immer noch deutlich mehr als ein Verlagsautor mit seinen 5 – 10 Prozent.

Selfpublishern haftet der Ruf des Verlierers an. Es heißt, dass sie für ihre Werke keinen richtigen Verlag gefunden haben. Selbst manche

Literaturblogger wollen nur verlegte Werke rezensieren.

Kommt drauf an, wie man seinen Blog gestaltet, was man selbst gerne liest, aber es könnte sich für manche Leute mit der Zeit als Fehler erweisen, nur auf die Verlage zu schielen. Es gibt mit Sicherheit jede Menge Schrott im Selfpublishing, aber das System reinigt sich ein Stück weit selbst. Seit vier, fünf Jahren gibt es eine Professionalisierung der Publikationen, die locker mit Verlagspublikationen mithalten können. Die literarische Perle wird man natürlich eher selten finden, aber das ist auch schwierig. Zum Self-Publishen gehört halt auch eine Menge Self. Bei manchen Autorenpersönlichkeiten weiß ich, wenn ich die Menschen kennenlerne: Vergiss das mit dem Self-Publishen, du brauchst einen Verlag als deinen Dienstleister.

Gute Cover sind nicht leicht zu machen, und bei Selfpublishern finde ich diese oft grässlich. Auch bei Ihren Büchern, wenn ich das sagen darf.

Die Cover gefallen mir schon auch, sind aber nicht die, die ich kaufen würde. Sie sind an der Zielgruppe ausgerichtet. Ich lese meine Sachen gerne, aber die Cover sind oft: hm. Sie sind eben ein Instrument mit einer bekannten, etablierten Bildsprache, die anzeigt, was der Leser zu erwarten hat. Wenn ich etwas zu schräge Cover habe, rächt sich das.

Kommen wir zum Prestige. Keiner setzt sich mit dem Groschenroman ins Schauspielhaus, mit Thomas Mann schon – warum?

Das ist aber auch wieder nur eine bestimmte Szene und

bald sitzen eh alle nur noch mit dem E-Reader da und man weiß nicht, was sie lesen. Ich habe da keine Berührungssängste, wenn es gut gemachte Sachen sind.

Ist einfach zu viel Eitelkeit im Spiel?

Ja, ich glaube schon, die Abwehrreflexe betreffen allerdings weniger die Groschenromane – deren Verlage werden übrigens gerade durchs Selfpublishing abgelöst –, aber Werke wie von Dan Brown zum Beispiel. Das ist dann eben populäre Literatur.

Wären Sie denn nicht gerne auch so ein Schriftsteller samt Ruhm und Ehre?

Ich will natürlich etwas in dieser Welt hinterlassen – aber wie berühmt? Da gibt es keine Ziele. Ich muss keinen Literaturnobelpreis gewinnen oder eine Kritik im Feuilleton von mir lesen. Ich will viele Leser erreichen und möchte, dass diese Emotionen erleben.

Immerhin: *Nicht von dieser Welt* bekam einen Preis, das E-Book landete auf Platz 1 der Kindle-Charts und verkaufte sich 30.000 Mal. Über 100.000 verkaufte Exemplare insgesamt: Sie haben also Geld verdient?

Ja, man verdient Geld damit.

30.06.2019

Der Bayer-Olymp

Schriftsteller Thommie Bayer schreibt seit Jahrzehnten erfolgreiche Romane. Mitspielen im Olymp, meint er, darf er dennoch nicht

Wie ein Uhrwerk legt Bayer alle zwei Jahre einen Roman bei Piper vor. Man findet ihn auf dem Literaturlisch, aber es scheint so, als wenn ihn die Kultur trotz guter Verkaufszahlen nicht wirklich umarmt. Zeit mit dem ausgewiesenen Genussmenschen Bayer zu sprechen. Bayers sonore Stimme spült wie ein warmer Cappuccino durch die Leitung. Er raucht unablässig und am Ende des Telefonats möchte man sagen: Legen Sie doch noch nicht auf.

Jan C. Behmann:

Herr Bayer, warum schreiben Sie so gute Bücher?

Thommie Bayer:

(lacht) Ja, danke, nächste Frage. Das weiß kein Mensch, aber ich schreibe eben die, die ich schreibe. Wenn Sie das gut finden, freue ich mich.

Sie werden für das typische Bayer-Genre nie einen der begehrten Buchpreise erhalten. Über wen sagt das mehr aus?

Ich nehme an, dass das Freundliche und Glückliche, was in meinen Büchern eben auch seinen Platz findet, Germanisten befremdet. Vielleicht, weil man ihnen gesagt hat, so Texte seien der Seichtigkeit verdächtig. Ich lande zwischen literarischem Anspruch und Unterhaltungswillen. Ich gebe meiner Leserschaft das, was ich will.

Was bedeutet Scheitern für Sie?

Wenn ich meine Leserschaft verlieren würde, weil sie mit meinen Texten nicht mehr zufrieden wären, dann sähe ich mich als gescheitert an.

Das Schreiben ist in Ihrem Berufsleben die zweite Chance gewesen. Warum?

In meinem ersten Berufsleben als Musiker bin ich gescheitert, ja. Ich verlor meinen Plattenvertrag, es gab keine Auftritte mehr. Das war ein richtiges Scheitern und die Zeit war vorbei. Das Publikum hatte mir gekündigt.

Gelang Ihnen Ihr schriftstellerischer Durchbruch deshalb, weil er alternativlos war?

Ich hatte einfach noch mal Glück.

Wie kam Ihr erstes Manuskript zum Verlag?

Ein von mir bewunderter Freund, gab mir den Tipp, mein erstes Manuskript zu Rowohlt zu schicken. Ich hörte ein Jahr lang nichts und hatte innerlich schon aufgegeben. Dann rief ein Lektor an, ein Assistent habe ihm

das Manuskript auf den Tisch gelegt und er würde das gerne machen. Das war wieder großes Glück.

In den sozialen Netzwerken wird viel Gewese gemacht, wie man Schriftsteller wird. Ist Schreiben nicht einfach Kunst und daher frei von Tipps?

Ich bin ein Mensch, der einfach macht. Das war in der Musik, Malerei und beim Schreiben der Fall. Ich bin ein klassischer Autodidakt. Das sollte man aber nicht verallgemeinern.

Was motiviert Sie zum Schreiben?

Mein Charakter setzt sich viel mit Innenleben und Phantasie auseinander. Das Schreiben hilft mir, mehr als mein eigenes Leben zu leben. Durch das Schreiben komme ich in Ecken, die ich sonst nie erreichen würde. Natürlich motiviert mich aber auch die Komplizenschaft der Leser.

Haben Sie eine Schreibroutine?

Ja, was die Zeit angeht schon. Ab elf sitze ich am Schreibtisch und versuche voranzukommen. Wenn nicht, dann eben nicht. Wenn, dann schreibe ich bis halb zwei, esse etwas, schlafe und von vier bis sieben schreibe ich weiter. Wenn es nicht gut geht, vergeht der Tag mit Einkäufen, Facebook und Ballerspielen.

Wo schreiben Sie?

Nur zuhause am Schreibtisch. Unterwegs kann ich redigieren und geglesen. Ich bin sonst zu sehr von außen abgelenkt. Zuhause ist alles so, wie es sein soll, und daher ist das der einzige Ort, an dem ich meine Texte erfinde.

Schreiben Sie gerne?

Ja, schon, aber im Alter fange ich mehr an zu stöhnen. Früher war es mehr Trab, heute eher Stampfen.

Womit schreiben Sie?

Am PC. Mein erstes Buch schrieb ich per Hand. Als ich dann während meines zweiten Buches auf einen Atari wechselte, floss es viel schneller.

Kennen Sie Schreibblockaden?

Ja, dieses elende Gefühl, alles sei vorbei und einem fiele nichts mehr ein. Einmal rettete mich die Situation selbst: Ich dachte, wie wäre es, wenn ich im Lotto gewinne. Daraus entstand dann ein Roman. Ansonsten muss man diese Phasen durchwateten.

Gerieren Sie sich als Autor mit Notizblock und Co.?

Gar nicht. Für mich ist das ein-sich-Einlassen beim Schreiben.

Wobei hilft Ihnen Ihr Lektor Thomas Tebbe?

Wenn ich das Rohmanuskript so oft überarbeitet habe, dass ich es ihm übergeben kann, macht er immer zwei Durchgänge: er liest es einmal durch wie ein Leser und macht dramaturgische Anmerkungen. Nachdem ich es dann überarbeitet habe, liest er es erneut und geht an die sprachlichen Sachen. Da diskutieren wir dann oft heftig und ich nehme nicht alles an. Dennoch bin ich dankbar für diese Denkanstöße.

Ihre Bücher sind Ihrer Frau gewidmet. Was bedeutet sie für Ihr Werk?

Sie ist wirklich meine Muse. Erst als ich mit ihr zusammengekommen bin, begann ich zu schreiben. Sie hat das immer ohne großes Theater unterstützt. Mit ihr betrat ich eine andere Welt. Sie ist die erste Partnerin, für die Kunst nichts Absurdes ist. Das ist es nämlich für die meisten Menschen. Wenn es dann erfolgreich ist, ist es ok, aber dennoch absurd. Für meine Frau ist Kunst selbstverständlich. Und, sie trägt mit, dass ich Liebesgeschichten schreibe. Die Partner leiden oft unter Eifersucht, weil sie denken, es seien verdeckte Wünsche des schreibenden Partners. Ich habe das Gefühl, dass wir daher in Deutschland wenig gute Liebesgeschichten haben.

Was stärkt eine Geschichte mehr: Die Dinge, die passieren oder die wider Erwarten ausbleiben?

Es ist beides, ich könnte mich für keines ausschließlich entscheiden. Beim Schreiben bin ich auch ein erwartungsvoller Leser. Ich weiß eben nicht, wie es verläuft, sondern ich suche in den Situationen nach deren Weitergang.

Beim Inneren Ausland lassen sie keine erwartbare Beziehung und keinen billigen Krach geschehen.

Ja, ich wollte auf keinen Fall die Klischees abgrasen. Es ging um den Gedanken, dass Blut dicker als Wasser ist und die beiden sich kennenlernen. Alles dramatische liegt in den Rückblenden. Ich lasse meine Figuren still leiden und bleibe so näher an der Realität. Keine fliegenden Kaffeetassen, kein Gebrüll.

Mein Buchhändler belächelte mich, als ich ihm mein Exemplar von *Das innere Ausland* zeigte. Es wird Ihnen eine Seichtigkeit unterstellt. Warum?

Das ist vollkommen falsch und ungerecht. Sie verwechseln die Menschenfreundlichkeit in meinen Büchern mit einer Definition von Kitsch, die sie mal irgendwo gelernt haben. Literatur ist für sie nur mit Verstörung und Verletzung möglich. Es ist einfach mein Charakter: ich lande immer zwischen den Stühlen. Auch schon als Liedermacher und auch als Maler. Ich male anspruchsvoll, aber dekorativ. Und das ist dann für die Leute das Indiz, dass es keine Kunst ist. Kunst müsse aufwühlen und attackieren. Ich muss niemanden attackieren.

Martin Suter wird für seine angeblichen »Tutti-Frutti-Thriller« kritisiert, er ist aber sehr auflagenstark. Was bedeutet Ihnen die Auflage im Vergleich zum Renommée als literarischer Schriftsteller?

Ich bin froh, dass ich so viele Leser habe, dass der Verlag mir nicht die kalte Schulter zeigt und die Leser mir von Buch zu Buch folgen. Dieser Wunsch, von der Literaturclique in den Olymp gelassen zu werden, ist kindisch. Ich versuche den seit Jahren loszuwerden, und irgendwann werde ich es schaffen.

Tut das weh, nicht in den Olymp gelassen zu werden?

Ich frage mich eben, warum andere da mitmachen dürfen, und ich nicht. Habe ich einen anderen Stallgeruch? An objektiven Kriterien kann ich es nicht festmachen.

Es ist wahrscheinlich Zufall. Zudem startete ich als Taschenbuchautor, damit war die Wahrnehmung durch das Feuilleton eigentlich ausgeschlossen. Ich habe aber den besseren Teil der Branche erwischt. Ich bin zwar kein Martin Suter, aber die Auflagen sind so, dass die Ermutigungen da sind, weiterzumachen.

Nichts gegen Robert Menasse, aber die ekstatischen Reaktionen auf seinen Europa-Roman fand ich dann 2017 etwas übertrieben.

Man kann hoffen auf der sicheren Seite zu sein, wenn man das angesagte und geforderte liefert. Und der Hauptstadtroman war etwas, was die Branche sich wünschte. Es gibt viele solche Bücher, die in den Zeitgeist passen. Das passt aber nicht zu meinem Freiheitsgefühl. Ich habe so lange mit meinem Familienroman gewartet, bis er aus der Mode war. Alles andere wäre Mitläufertum gewesen.

Lesen Sie selber gern?

Ja, aber zeitweise weniger. Der Winter ist vorbei, da bleibt der Fernseher aus und ich lese wieder. Früher waren es sechzig bis achtzig Bücher im Jahr, heute vielleicht dreißig.

Ebook oder echtes Buch?

Lieber als echtes Buch, wobei das Ebook eine gute Notlösung für unterwegs ist. Man ist im echten Buch auf der Seite einfach orientierter.

Sie sagten einmal, Ihnen gingen die Motive von Buch zu Buch aus. Wie entsteht ein Romankonzept bei Ihnen?

Es ist oft gar kein Konzept. Es gibt eine Figur oder eine Idee, und dann taste ich mich vorwärts. Dann bekommen die Figuren Kraft und reißen mich mit. Bei meinem Roman *Aquarium* hatte ich ein Exposé, weil es ein Drehbuch werden sollte. An diesem Exposé konnte ich mich entlangschreiben, das ist bei meinen anderen Büchern aber nicht so. In der Regel beginnt die Geschichte dann, wenn für die Figuren eine Änderung in ihrem Leben eintritt und sie sich selbst neu kennenlernen müssen.

Haben Sie unvollendete Manuskripte?

Nein, das hatte ich zweimal, aber mit einem gewissen Abstand konnte ich die Rohlinge dann doch verwenden. Das sind dann so sechzig bis achtzig Seiten, denn das ist die Grenze, an der ich weiterschreibe oder aufhöre. Bei einem Text merkte ich, dass es kein Ich-Erzähler sein kann, und setzte es in die dritte Person. Dann funktionierte es.

Wann geben Sie einen neuen Text Ihrer Frau?

Nach sechzig bis achtzig Seiten, und hoffe auf Ermütigung. Dann aber erstmal niemandem mehr. Als ich aber bei *Das innere Ausland* festhing, gab ich es einem befreundeten Krimi-Autor aus der Nachbarschaft. Wenn es dann fertig ist, liest es wieder meine Frau und dann mein Lektor.

Welche Themen halten Sie für sich als literarisch ungeeignet?

Gewalt und Herzenskälte möchte ich nicht in meinen Romanen umsetzen. Das schaffe ich nicht. Menschen, die das Böse für mich verkörpern, rühre ich nicht an.

Wie lange brauchen Sie für ein Buch?

Ich brauche für die Rohfassung sechs bis sieben Monate, und nochmal vier bis fünf Monate für die Überarbeitung. Inzwischen werden die Zeiten etwas länger, wie mir scheint.

Haben Ihre Bücher natürliche Längen?

Ja, das liegt immer um die zweihundert Seiten. Allerdings lag das Aquarium mit 335 Seiten auch darüber. Wenn das Personal in der Geschichte es verlangt, werden die Bücher länger. Aber mein Instinkt sagt: halte es so kurz wie möglich.

Können oder müssen Sie vom Schreiben leben?

Ich lebe etwas über meine Verhältnisse, aber es geht mir gut. Noch gehört die Wohnung zur Hälfte der Bank. Ich kann und muss arbeiten. Zurücklehnen und auf mein Werk schauen, das geht nicht. Ich brauche einen Vorschuss vom Verlag, der mich ein, zwei Jahre angenehm existieren und arbeiten lässt.

Sie leben sehr schön in Staufen.

Ja, wir leben hier wunderbar. Von meinem Schreibtisch kann ich vierzig Kilometer in das Elsass blicken.

Stört das nicht beim Arbeiten?

Nein, die Schönheit kann mich beim Denken nicht stören. Sie tut nur zwischendrin einfach gut.

Ihre Figuren mögen Katzen, trinken gerne Wein und genießen die kulinarischen Genüsse. Wieso?

Die Figur ist nicht ich, aber ich gebe ihr etwas von mir, damit ich mit ihr gehen kann. Dann wiederum lerne ich etwas von ihr, weil sie Dinge durchsteht, die ich nicht durchstehen muss.

Seine Seele sei bei Ihnen in guten Händen, schrieb ein Leser.

Das Lob tut mir gut, wenn es elegant gedacht ist. Das ist dann ein Komplize nach meinen Träumen. Die Kritik schmerzt, wenn sie fundiert ist. Aber es geht nur so: Wenn das Lob mich erfreut, muss der Schimpf mich bekümmern.

Gab es eine Kritik, die auf einem Fehler Ihrerseits beruhte?

Das gab es ein, zweimal. Bei einem Gedichtband schrieb ein Kritiker einen Verriss. Den ließ ich mir von ihm erklären und er hatte recht.

Werden Sie erkannt auf der Straße?

Nein, daher gehen wir ja auf die Buchmesse, um für einen Tag mal erkannt zu werden.

Welchen Ihrer Titel würden Sie mit auf eine Insel nehmen, um ihn an die Bewohner zu verschenken?

Schwierige Frage! *Das Aquarium, Fallers große Liebe, Vier Arten die Liebe zu vergessen* und *Das Herz ist eine miese Gegend*. Die vier, müssten es schon sein!

Von Thommie Bayer sei Ihnen besonders empfohlen:

Das innere Ausland

Singvogel

Fallers große Liebe

Heimweh nach dem Ort, an dem ich bin

Das Aquarium

Eine kurze Geschichte vom Glück

17.11.2020

Die Meisterin seiner Sprache

Ursula Gräfe übersetzt die Bestseller des japanischen Autors Haruki Murakami. Nun übertrug sie dessen Opus magnum *Die Chroniken des Aufziehvogels* erstmals direkt aus dem Japanischen

Jan C. Behmann:

Thomas Bernhard sagte, ein übersetztes Buch sei wie ...

Ursula Gräfe:

... eine Leiche. (*lacht*)

Haben Sie zuhause eine Kühlkammer für die Übersetzungen oder wie stehen Sie zu Bernhards These?

Die Einschätzung teile ich natürlich nicht. Denn wenn man so anfängt, dann kann man das Übersetzen auch lassen. Es gibt durchaus sehr viele, sehr lebendige Übersetzungen. Die, da mag Bernhard recht haben, immer etwas entbehren, was das Original transportiert. Das liegt nicht immer an der Übersetzung, sondern auch am Leser, der einen anderen Hintergrund hat, als der Leser des Originalwerkes. Besonders wenn man von Werken aus Japan, China und außereuropäischen Ländern ausgeht.

Würden Sie sagen es gibt eine wirkliche Übersetzung oder ist es ein fremdsprachlicher Hybrid, der da entsteht?

Das stimmt, es ist ein fremdsprachlicher Hybrid. Weil Japanisch oder auch Chinesisch so entfernte Sprachen sind, brauche ich als Übersetzerin viel Einfühlungsvermögen, einen ähnlichen Ton und eine passende Atmosphäre zu kreieren.

Könnte man einen Text 1:1 übersetzen?

Sie meinen integral, Wort für Wort? Das ginge, wäre aber nicht mehr verständlich.

Sie haben Haruki Murakamis *Mr Aufziehvogel* erstmalig direkt aus dem Japanischen übersetzt. Wie kam es dazu?

Bisher lag nur eine Version aus dem Englischen vor. Ich habe auch den Roman *Gefährliche Geliebte* (neuer Titel: *Südlich der Grenze, westlich der Sonne*) neu und direkt aus dem Japanischen übersetzt. Es gab wohl viele Anfragen von Lesern und da *Die Chroniken des Aufziehvogels* das einzige Werk Murakamis war, welches nicht aus dem Japanischen ins Deutsche übertragen war, lag es wohl nahe, dies nun zu beauftragen.

Ich las, Sie bräuchten für einen großen Roman circa 12000 Stunden. Wie lange haben Sie für den *Aufziehvogel* mit 1000 Seiten gebraucht?

Das kann ich so genau gar nicht sagen, da ich zwischendurch noch etwas anderes gemacht habe. Im Oktober 2019 habe ich den Vertrag unterschrieben und Mitte

August 2020 den Text beim Verlag abgegeben.

Wie fühlt man sich dann?

Nicht außerordentlich anders. Man denkt ein wenig »Huch!«.

Gibt es auch schlechte Tage?

Bei mir wirklich selten. Manchmal denke ich, an was anderes gehen zu wollen.

Wie sieht genau Ihr Arbeitsalltag aus?

Ich stehe in der Regel früh auf, so gegen sechs halb sieben und arbeite bis abends.

Murakamis Texte sind oft von Musikthemen getragen. Hören Sie dann Musik aus dem Buch oder etwas anderes?

Aus dem Buch! Aktuell habe ich eine Geschichte von Murakami übersetzt die heißt *Charlie Parker plays Bossa Nova*. Die ganze Zeit habe ich Bossa Nova gehört. (*lacht*)

Ging es dadurch noch besser?

Weiß ich nicht, ich denke aber schon.

Per Kopfhörer?

Nein, beschallt im Raum.

Nachts arbeiten Sie gar nicht, oder?

Nein, nachts kann ich nicht gut arbeiten.

Was erreicht Sie als Übersetzungsvorlage?

Bei Murakami sind es in der Regel Bücher, keine digitalen Erzeugnisse.

Wie geht Übersetzen?

Ich lese ein paar Sätze durch, denke darüber nach und schreibe dann die Übersetzung nieder.

Sie lesen das Buch nicht erst einmal ganz durch?

Nein, das habe ich früher gemacht. Diese dann folglich vielen, viele Überarbeitungen strengen zu sehr an. Jetzt übersetze ich es so, als wenn ich es das erste Mal lesen würde und das macht es spannend.

Martin Suter erzählte eine Übersetzerpanne:

Der Protagonist hatte eine Alkoholfahne und rausgekommen war aber eine Standarte am Auto. Suter konnte die Übersetzung lesen und fragte dann den Übersetzer, warum er ihn nicht gefragt habe. Der war aber gar nicht auf die Idee gekommen, da Suter der erste lebende Autor des Übersetzers gewesen war. Fragen Sie bei den Autoren nach?

Ja, wenn mir etwas nicht klar ist, schreibe ich Murakami eine Email.

Er hat wirklich eine eigene Emailadresse?

Ja. Er oder seine Assistentin antworten sofort. Wenn die Assistentin im Urlaub ist, dann er.

Hat Murakami eine Fantasieemail?

Ja, es ist eher ein Pseudonym.

Sie korrespondieren in Japanisch oder Englisch?

Englisch. Das ist notwendig, da dabei auch Dritte mitlesen müssen, die kein Japanisch lesen können. Und mir persönlich ist es auch sicherer, um Missverständnisse zu vermeiden.

Gab es bei Ihnen Übersetzungsspannen?

Ja, da gab es eine Figur, die »Sturmbannführer« hieß und ich habe daraus »Sturmbandführer« gemacht. Das Buch wurde dann im Literarischen Quartett besprochen, und ich hatte so eine Angst, aber sie haben es nicht angesprochen. Es wurde sogar in der Frankfurter Rundschau gemutmaßt, ob das ein Witz war. Und es gab noch einen zweiten Fehler: In den Romanen 1Q84 kommt eine Sekte vor und die habe ich fälschlicherweise als »Zeugen Jehovas« übertragen.

Wie fanden die Zeugen Jehovas das?

Die haben es nicht gemerkt, aber Murakami. Irgendjemand hat ihm das gemeldet. Er hat dann ganz freundlich gebeten das zu ändern, da er es so nicht meinte. Ich habe mich kniefälligst entschuldigt und der Verlag hat es in allen späteren Ausgaben geändert.

Wie nehmen Sie Murakami im Umgang wahr?

Ganz normal. Er entspricht einem Japaner seiner Generation.

Was zeichnet diese Generation aus?

Sie sind sehr höflich, drängen sich nicht in den Vordergrund und verfügen über eine gewisse Bescheidenheit.

Manche Chinesen lernen für den *Faust* Deutsch.

Sollten wir für Murakami Japanisch lernen?

Ich denke, das ist für Murakami nicht nötig. Er pflegt einen nicht-experimentellen Schreibstil. Ihm ist die Geschichte wichtig.

Wie unterscheidet sich die Wirklichkeitsauffassung von uns und Japanern?

Die unterscheidet sich stark. Es ist eine generell andere Einstellung zur Umwelt. Alles ist irgendwie lebendig und, interessanterweise, gleichwertig. Dieses Herausgehobene des Menschen, empfinde ich bei Japanern nicht so stark.

Ist die Gefühlswelt damit eine andere? Oder auch die Emotionsauschläge?

Ja, das denke ich. Das Exaltierte ist eher weniger akzeptiert oder nur in bestimmten Räumen.

Ist Murakami etwas für Menschen, die die Bodenhaftung im Alltag leicht verlieren?

Das kann ich schwer sagen. Was ich immer höre und auch selber so empfinde, dass sein Werk immer etwas Ermutigendes und Tröstliches hat. Man fühlt sich besser und mehr aufgehoben in der Welt.

Sind die Protagonisten sein Alter Ego?

Ich denke, ja.

Er ist Einzelkind und hat keine Kinder?

Ja, wie es bei seinen Figuren auch der Fall ist.

Ist er ein glücklicher Mensch?

Vermutlich ist er kein überschäumend glücklicher Mensch. Ich denke, er ist im Schreiben glücklich.

Hat sich Murakamis Stil in den letzten Jahren geändert?

Ja, er ist gewachsen, eindeutig. Beim *Aufziehvogel* habe ich das gemerkt. Es ist sprachlich noch nicht ganz so ausgefeilt, wie in späteren Büchern. Er ist nun mehr Meister seiner Sprache.

Warum wurde der Titel von *Mr Aufziehvogel* zu *Chroniken des Aufziehvogels* geändert?

Das ist der neuen Übersetzung geschuldet. Einen »Mister« gibt es da gar nicht, sondern »Herr Aufziehvogel« ist der Spitzname des Protagonisten. Die Chroniken sind aber nicht von dem und daher war der Titel eigentlich nicht korrekt.

Er hat über fünfzig Übersetzer weltweit. Wie schafft er das zu handeln?

Er hat eine gute Mitarbeiterin, die viel für ihn erledigt. Er selber will oder schafft das sicherlich zeitlich gar nicht.

Würden Sie gerne mit nach Stockholm fahren, wenn er den Nobelpreis erhalten würde?

Wenn er ihn bekäme, natürlich. Ich bezweifle es aber. Aktuell hat Ishiguro den Preis bekommen. Ich denke, Murakami ist zu erfolgreich und es kommt doch selten vor, dass Weltbestsellerautoren den Nobelpreis bekommen.

Haruki Murakami: *Die Chroniken des Aufziehvogels*,
übersetzt von Ursula Gräfe.

Ebenso von Ursula Gräfe übersetzt, sei Ihnen von

Haruki Murakami besonders empfohlen:

Wovon ich rede, wenn ich vom Laufen rede

Südlich der Grenze, westlich der Sonne

Von Beruf Schriftsteller